



Hartmut Salzwedel (Autor)

Universelle oder weltanschauliche Moral (soziale Regeln)?

Alltägliche und historische Beispiele

Hartmut Salzwedel

**Universelle oder weltanschauliche
Moral (soziale Regeln)?**

Alltägliche und historische
Beispiele



Cuvillier Verlag Göttingen
Internationaler wissenschaftlicher Fachverlag

<https://cuvillier.de/de/shop/publications/8361>

Copyright:

Cuvillier Verlag, Inhaberin Annette Jentsch-Cuvillier, Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen, Germany
Telefon: +49 (0)551 54724-0, E-Mail: info@cuvillier.de, Website: <https://cuvillier.de>

Vorbemerkung

Die vorliegende Publikation enthält Teile eines Konzepts von Lehrveranstaltungen des Autors und von Dr. phil. Ingeborg Siggelkow an der Freien Universität Berlin, der Technischen Universität Berlin und der Universität Potsdam. Das Lehrprogramm umfasste insgesamt die philosophischen und sozialwissenschaftlichen Kategorien ZEIT, RAUM, SYMBOL und SOZIALE REGEL. Den Kategorien nachgeordnet sind jeweils Begriffe, die zu unterschiedlichen Seminartypen entwickelt wurden, z. B. SOZIALE REGELN in Totalen Institutionen, ZEIT und Kultur, Sozio-kulturelle Faktoren des Technologie-Transfers, Räumliche Nähe und soziale Distanz.

I. Einleitung

Universelle und weltanschauliche Moral (soziale Regeln) zu verstehen, setzt voraus, ihre Theorien und historische und kulturelle Praxis genauer zu betrachten, dabei soziologische und philosophische Aspekte nicht gleichzusetzen, stattdessen entwicklungspsychologisch zu erfassen. Kulturerzeugnisse lassen sich als Ausdruck von Sinnggebung betrachten. Als Kultur gilt eine jeweilige Gesamtheit von Sinngehalten unter spezifischen gesellschaftlichen Einflüssen und in ihren eigenen sozialen Wirkungen. Das Soziale hat, wie von Friedrich H. Tenbruck, Wolfgang Lipp und sinngemäß von vielen anderen Autoren betont, auch kulturelle Grundlagen. Kultureller Bedingtheit von Haltungen oder Lebensstilen liegen stets Universalien des Denkens und Handelns zugrunde, die sich zeitlich, räumlich und symbolisch formen sowie in sozialen Regeln äußern. Eine beliebige kulturelle Identität ist in ihren Elementen transkulturell erfassbar. Die Kultursoziologie gilt als eine Spezielle Soziologie, sie ist parallel dazu Bestandteil der Allgemeinen, also Theoretischen Soziologie.

Sowohl in philosophischen wie entwicklungspsychologischen Überlegungen wird Rationalität zum Maßstab erhoben, um konkurrierende Thesen zu hierarchisieren. Welche These ist dabei moralisch überlegen? Einen Ausweg bietet Georg W. Oesterdiekhoff, 2015: *Psyche und Gesellschaft in der Entwicklung. Strukturgenetische Soziologie als Grundlagentheorie der Menschheits- und Kulturgeschichte*. Berlin; Münster: LIT Verlag. Im Mittelpunkt sieht er kognitive Strukturen und deren empirischen bzw. meßbaren Unterschiede, die er im Rahmen seiner kulturvergleichenden Psychologie und darüber hinaus analysiert. Denkvermögen und Wirklichkeitssinn lassen sich entwicklungspsychologisch erklären, so der „Glauben an Himmel und Hölle, Bestrafung und Belohnung, Schicksal und Vorsehung, Mythen und Lehren, Götterpersonen und Heilsbringer aus den kindlichen Funktionen von Phantasie und Gemüt ...“ (Oesterdiekhoff, 2015, S. 13) Damit rückt der individuelle Reifeprozess in das Zentrum eines Erklärungsversuchs moralischer Überlegenheit: je differenzierter, desto moralischer ein Urteil. Beim Betrachten oder Erleiden von Machtpolitik bleiben jedoch Fragen offen.

II. 2.1 Universelle oder weltanschauliche Moral (soziale Regeln) ? Vortrag

Zweifellos bleibt die Theoretische Soziologie gegenüber den philosophischen Traditionen dankbar, die vorangingen, ihnen jedoch nicht im methodischen Sinne verpflichtet. Eine Grenze zu ziehen zwischen akademischer Philosophie und dem Benennen ihrer Kategorien einerseits und soziologischem Denken andererseits ist meines Erachtens notwendig und möglich. Folgt man dem gelernten Philosophen Umberto Eco, so braucht ein Philosoph für seine Überlegungen keine erfahrbaren sozialen Tatsachen zu benennen, jeder Sozialwissenschaftler, also auch Soziologe, muß dies selbstverständlich leisten. Akademische Philosophen bemühen sich, ihre Analysen

sozialer Tatsachen einer übergeordneten Erkenntnistheorie zuzuordnen. Eine entsprechende Abgrenzung der Soziologie von der Sozialphilosophie gelang bereits 1908 dem Philosophen und Soziologen Georg Simmel. Für ihn war Inhalt der Sozialphilosophie „nicht die Erkenntnis der Gesellschaft, sondern die eines allgemeinen Zusammenhanges ... , der an der sozialen Form nur eines seiner Beispiele findet.“ (Simmel, 1992 (1908), S. 763) Soziologen wiederum ist die Betrachtung sozialen Geschehens Selbstzweck. Diesen Versuch, eine Grenzlinie zwischen Philosophie und Soziologie zu bestimmen, übernehme ich, weil er möglich wird durch Aspekte eines kulturübergreifenden, sozialpsychologischen Grundverständnisses: Georg W. Oesterdiekhoff, Heiner Rindermann (Hg.), 2008: Kultur und Kognition. Berlin, Münster.

Als ein historisches Beispiel für weltanschauliche Moral gilt die sogenannte sozialistische Moral. Sie entstand überwiegend im 19. und 20. Jahrhundert in Europa und erhielt in weiten Teilen der Welt Aufmerksamkeit. Sie wurde oder wird gesehen als Gegenstück zur politisch so bezeichneten bürgerlichen Moral und als Nachweis dafür, daß es universalistische (im Sinne von nichtparteilicher) Moral nicht geben könne. Moral sei letztlich immer Ausdruck bestimmter gesellschaftlicher Interessen bzw. Ordnungen. Von diesem Klassenstandpunkt aus gesehen wurde oder wird Moral eine „Erscheinung des ideologischen Überbaus, der ideologischen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens ...“ genannt. (Wörterbuch der Marxistisch-leninistischen Soziologie. Berlin 1969, S. 296) In dieser Sicht erscheinen Fragen nach dem Ursprung der Wirkung und Begründung moralischer Normen, also Regeln, als „Gegenstand des weltanschaulichen und ideologischen Kampfes gegensätzlicher Klassen und Gesellschaftsformationen.“ (S. 296) Von einer universellen Moral, also universellen Spielregeln, gedacht als Niveaus der Entwicklung zwischen handelnden Individuen in ihrer Gesellschaft, war im Falle der sozialistischen Moral offensichtlich nicht die Rede. Sozialistische Moral wurde als Regulator des Verhaltens in oder zugunsten der sozialisti-

schen Gesellschaft betrachtet. Wer sozialistische und bürgerliche Moral unterschied, verband dies im 20. Jahrhundert jeweils mit Überlegenheitsansprüchen, die unvereinbar waren, zumindest in theoretischer, angeblich philosophischer Hinsicht. Eine erfahrbare soziale Tatsache war das nach meinen eigenen Beobachtungen um 1990 allerdings oft nicht. Beim Zusammentreffen sogenannter allseitig gebildeter sozialistischer Persönlichkeiten mit westdeutschen Imperialisten konnte ich meistens keinerlei moralisches Gefälle in der einen oder anderen Richtung erkennen. Unabhängig von der Himmelsrichtung (das war Ost oder West), begegneten sich anständige Menschen und gewissenlose – letztere bereits Jahrzehnte vorher, im deutschen Kaiserreich, von Georg Simmel als Schurken beurteilt. Zahlreiche Begegnungen zwischen sozialistischen Persönlichkeiten und ihren angeblichen Klassenfeinden gab es bereits weit vor 1990 in West-Berlin. Die dortigen ideologischen Begegnungen waren teilweise weit weniger lustvoll und konstruktiv als das gemeinsame Arbeiten seit 1990 in Potsdam. Aus meiner Sicht mangelte es einigen Leninisten in West-Berlin teilweise an dem, was seinerzeit Georg Simmel als konstitutiv für jede (zumindest moderne) Gesellschaft hielt, nämlich die Kompetenz und Bereitschaft

- sich auch andere Standpunkte als die eigenen vorzustellen,
- andere Standpunkte als gleichwertig anzusehen und,
- gegenteilige, also den eigenen Ansichten entgegengesetzte Sichtweisen als notwendig zu begreifen.

Sich Moralbegriffen (sozialen Regeln) zu nähern erfordert zweierlei, nämlich sie theoretisch zu fassen und empirisch einzugrenzen. Theoretische Konstrukte ermöglichen keineswegs immer Lösungen für anstehende Entscheidungen im sozialen Alltag zu finden. Die Reihenfolge ist meistens umgekehrt, zunächst bedarf es praktischer Erfahrung. Das Eingrenzen eines Begriffes kann teilweise über seine Negation erfolgen, moralisches Handeln

läßt sich auch verstehen über seine Negation, das Unmoralische, in der Erziehung, Philosophie, Politik und Religion bezeichnet als das Böse.

Zunächst gilt es, sich über die Ausdrücke Moral, Regel und Norm zu verständigen. Es geht um Regelmäßigkeiten des Verhaltens und die Entwicklung entsprechender Standards. Rüdiger Peuckert nennt soziale Normen solche Vorschriften menschlichen Handelns, die allgemein verbindlich sind. Durch Normen wird bestimmt, „was in spezifischen und sich wiederholenden Situationen geboten oder verboten ist ... (Sie) liegen allen sozialen Handlungen und damit allen sozialen Beziehungen zugrunde ... (die) jedoch selten ein spezifisches Verhalten vorschreiben, sondern nur ein innerhalb tolerierbarer Spannbreiten variierendes Verhalten ... (Schäfers, 1986, S. 217-219) „Normen sind notwendige gesellschaftliche Erscheinungen und Instrumente des gesellschaftlichen Zusammenlebens ... (sie) ergeben sich ... aus dem realen geschichtlichen Lebensprozess ... Sie wirken als Hebel oder Hemmnisse der praktischen Tätigkeit der Menschen ... (Wörterbuch ... 1969, S. 307-308) Die Allgemeinheit der letzterwähnten Formulierung erlaubt keinen Rückschluss auf konkrete gesellschaftliche Rahmenbedingungen; es ist ein Zitat aus dem Wörterbuch der Marxistisch-Leninistischen Soziologie. Berlin (Ost), 1969. Eine differenziertere Sichtweise ist von René König überliefert. Er erkennt „Gewohnheiten, die zu sozial anerkannten Bräuchen werden, ohne daß sie eine Rechtfertigung vorweisen könnten“ und stellt ihnen gegenüber statuierte Moral, das Gewohnheitsrecht und das Recht“. (Bernsdorf, 1969, S. 983) Die Frage, was denn Moral eigentlich sei, ist damit noch nicht vollständig beantwortet. Auch bei weiteren ähnlichen Versuchen einer begrifflichen Bestimmung moralischen Handelns stellt sich heraus, daß keine Definition voll befriedigt. (Gert, 1983: Die moralischen Regeln, S. 27) Aber ursprünglich hatte sich die Moralphilosophie die Aufgabe gestellt, daß Wesen der Moral zu erkennen und zu vermitteln. Moralwissenschaftlicher Ehrgeiz zeigte sich auch bei Emile Durkheim und Georg Simmel. Weitere Autoren, die hier hervorgehoben werden sollen, sind Jean

Piaget, Lawrence Kohlberg, Hans Bertram, Gertrud Nummer-Winkler, Bernhard Waldenfels, Klaus Günther und Bernard Gert.

Bernhard Gerts Versuch, Moral zu begründen beruht auf der Annahme, ein rationaler Konsens sei möglich: „Die Moral stellt ein Verhaltenskodex dar, der für alle rationalen Menschen akzeptierbar ist, aber nicht jeder Verhaltenskodex, der für alle rationalen Menschen akzeptierbar ist, ist ein moralischer,“ (Gert, 1983, S. 28) Laut Gert ist Böse das, „was alle rationalen Menschen zu vermeiden suchen.“ (S. 94) Kriterien zur Unterscheidung moralischer Regeln von anderen Regeln können religiöser, sozialer oder kultureller Art sein. Moralische Regeln im religiösen Sinne sind stets göttlichen Ursprungs, wie jeweilige Gläubige meinen. Eine offensichtliche Schwierigkeit besteht darin, daß die verschiedenen Religionen bezüglich der Moralität des Handelns nicht übereinstimmen, ähnlich wie in der Politik. Auch können vermutete göttliche Regeln auch solche sein, die keine moralischen sind, z. B. bezüglich Essensvorschriften. Vorstellbar sind moralische Regeln, die nicht in jeder Gesellschaft gelten. Gleichzeitig gibt es soziale Regeln, die keine moralischen sind, z. B. bestimmte Steuern zu entrichten. Gert nennt nur solche Regeln moralisch, die universell gelten: „Moralische Regeln sind ohne Rücksicht auf Person, Gruppe, Ort oder Zeit zu befolgen. ... Jeder rationale, in Gesellschaft lebende Mensch muß zu wissen imstande sein, was es heißt, einer Regel zu folgen oder sie zu brechen. So kann die Regel, die den Sabbat betrifft, nicht als moralische Regel angesehen werden, wenn man nicht der Ansicht ist, daß die Menschen überall und zu allen Zeiten den Begriff einer Woche mit sieben Tagen haben oder hatten.“ (Gert, 1983: Die moralischen Regeln, S. 103) Moralische Regeln können mit Bedürfnissen und Interessen vieler Menschen kollidieren. Sie sind keine Anleitung zur Förderung des Guten, sondern sie leiten uns an, „die Verursachung von Bösem zu vermeiden. So ist es nicht zufällig, daß alle moralischen Regeln Verbote sind oder als Verbote formuliert werden können.“ (Gert, 1983, S. 107) Moralische Regeln fordern nicht von uns – so Gert – dem allgemei-

nen Wohl zu dienen, sondern kein Leid zu verursachen. Hauptzweck moralischer Regeln ist nicht die Förderung von Gutem, sondern Schutz vor Bösem. (Gert, 1983, S. 110, S. 114) Der Katalog moralischer Regeln, an die sich rationale Menschen halten sollten, umfaßt u. a. folgende Regeln: Verursache keinen Tod, keine Schmerzen, keinen Verlust von Freiheit oder Chancen, verursache keinen Verlust von Lust. (Gert, 1983, S. 129) Es ist, wie gesagt, das Ziel des Philosophen Gert, moralische Regeln als universelle vorzustellen. Dabei erfolgt zunächst keine Vermittlung von Handlungsanleitungen für Interessenkonflikte, außerdem bleibt offen, wie das Kriterium der Rationalität mit philosophischen Mitteln zu erfüllen oder überprüfen wäre. Angesichts dieser Erklärungslücke wird es unvermeidlich, die Entwicklungspsychologie zu befragen.

Einer Universalisierung von (sozialen) Regeln begegnet Waldenfels mit einem Rest von Skepsis, denn „je allgemeiner die Regeln, und je umfassender die Institution, desto mehr werden die Besonderheiten des Lebens daraus ausgeschlossen. Konkrete Interessen, Bedürfnisse, Fantasien werden in Schlupfwinkel vertrieben, abseits des Lichts der Öffentlichkeit. ... (Allgemeine Regeln) sind nicht imstande, konkrete Unternehmungen zu erzeugen und zu lenken.“ (Waldenfels, 1985: In den Netzen der Lebenswelt, S. 91) Philosophische Grenzen der Analyse sozialer Praxis erscheinen an dieser Stelle offensichtlich.

Einige als bereits allgemein bekannte Hauptthesen interdisziplinär arbeitender Autoren der Sozialwissenschaften seien an dieser Stelle zusammengefasst, um einen Überblick zu gewährleisten, ohne den hier vorhandenen Rahmen zu sprengen:

Daß es bei moralischen Fragen darum geht, eine Schädigung anderer Menschen zu vermeiden, meint auch die Sozialforscherin Nunner-Winkler. Nach ihrer Ansicht sei eine Minimalmoral universell gültig. Darüber hinaus gäbe es kulturspezifische Regeln. Der Erziehungswissenschaftler und Soziologe

Emile Durkheim und der Entwicklungspsychologe Jean Piaget erkennen eine Notwendigkeit sozialer Regeln, um wechselseitige Rechte und Verpflichtungen zu stabilisieren. Durkheim betont den Gedanken, eine Moral richte sich je nach dem Stand der gesellschaftlichen Entwicklung, dabei habe sich das Individuum anzupassen. Bei Piaget steht der einzelne Mensch im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des Forschers. Norbert Elias wiederum begreift individuelle und gesellschaftliche Entwicklungen als wechselseitige. Hans Bertram integriert individuelle, familiäre und gesellschaftliche Einflußfaktoren im Hinblick auf die Entstehung moralischer Urteile. Es sei auch noch kurz an Kohlbergs Stufen der Entwicklung des moralischen Urteils erinnert, die er auf dem Hintergrund der Forschungen Piagets erarbeitete und denen er ebenfalls Universalität zuspricht. Auf einer prä-moralischen Stufe sei das Handeln des Menschen lediglich Gehorsam unter Strafandrohung und danach Ausdruck von Bedürfnissen. Als Ausdruck eines konventionellen Niveaus sieht er Übereinkünfte unter Einbeziehung des Urteils anderer sowie die Achtung von Gesetz und sozialer Ordnung. Erst auf der autonomen Stufe persönlicher Reifeentwicklung achtet der Mensch kodifiziertes Recht und Verträge, begreift universelle Prinzipien und versucht, sich daran zu halten, meint der Psychologe. Klaus Günther wiederum sieht in der „Bestimmung des Verhältnisses von Handlung, Norm und Situation ... eines der Hauptprobleme der Gesellschaftstheorie. (Günther, 1988: Der Sinn für Angemessenheit, S. 11) Handlungsrelevant sind, daran erinnert Günther, nicht nur abstrakte Regeln, also Theorien, sondern die Einverständnisse von Beteiligten. Konsensbildung wird gemäß Thurn allerdings erschwert durch die dem Menschen innewohnende Ambivalenz, „seine konstruktiv-destruktive Doppelveranlagung.“ (Thurn, 1990: Kulturbegründer und Weltzerstörer. Der Mensch im Zwiespalt seiner Möglichkeiten, S. 25) Danach sind das erwünschte sowie das unerwünschte Verhalten stets, also gleichzeitig, latent vorhanden.

2 Didaktische Beispiele zu „Gut“ und „Böse“. Vortrag

Was ist das „Gute“, was ist das „Böse“? Ist es wie mit der ZEIT – jeder glaubt, davon etwas zu wissen. Ist es wie mit richtig / falsch – also relativ? Gut und Böse gehören zusammen, das eine ist ohne das andere nicht verstehbar bzw. von dem einen zu reden bedeutet, gleichzeitig das andere zu meinen. Gut und Böse sind die beiden Seiten der gleichen Sache: des menschlichen Miteinanders, welches teils an Idealen, teils am vermeintlichen Nutzen orientiert, zielgerichtet, teils spontan, aber immer nach sozialen Regeln verläuft.

Das Böse / Gute im Denken und Handeln betrifft also stets etwas Über-Individuelles, bleibt nie auf einen Einzelnen beschränkt, es bezieht sich auf das Verhältnis eines Menschen zu anderen Menschen, vielleicht zu seinem Gott oder Teufel. Das Böse bedeutet immer: der Böse oder die Bösen. Eine häufig gestellte Frage ist die, wer von beiden die Welt beherrscht – und wie? Als zuständig für die Analyse des Guten / Bösen erklärten sich bisher vorrangig Philosophen, Theologen und Rechtswissenschaftler. (Schmidt-Biggemann, 1993: Metamorphosen, S. 11). Längst meldeten sich Sozialwissenschaftler, einschließlich Soziologen, zu Wort, und sie fragten unter anderem nach dem Bösen / Guten im Zusammenhang mit Macht und Aggression. Was die Psychologisierung des Bösen genannt wurde (Schmidt-Biggemann, 1993: S. 12), nämlich die Verlagerung des Bösen in die Seele, bedarf der Ergänzung: das Böse ist, wie das Gute, immer Teil einer Wechselwirkung zwischen Individuen im Sinne des Soziologen Georg Simmel, es ist stets ein sozialer Akt. Der Schwerpunkt liegt bei einer weltlichen Sicht, und die Frage wird zunächst an den Rand geschoben, wie das weltliche Übel und Böse mit dem Glauben an eine göttliche Allmacht, Weisheit und Güte in Einklang zu bringen wäre. Der Welt mangelt es, hebt der Philosoph Schmidt-Biggemann hervor, an Gerechtigkeit und Berechenbarkeit. Der Staat ver-

spricht Reichtum und Justiz. (Schmidt-Biggemann, 1993: S. 338) Aber bringt die Ökonomie das Glück und bringt die Justiz die Gerechtigkeit? Wenn Recht ist, was zum Recht erklärt wird (S. 339), ergeben sich wie Fragen:

- 1) Sind die ethischen Strukturen, also das Verständnis von Verantwortung vom Handeln, stabil?
- 2) Bringt die Justiz Gerechtigkeit?

Justiz mit Gerechtigkeit zu verwechseln, davor warnte der verstorbene Schweizer Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt. In seinem Roman „Justiz“ machte er sich lustig über den Zeugen eines Mordes, der den Freispruch eines Mörders und die eigene Verurteilung des unschuldigen Zeugen erlebte, weil er die Justiz mit der Gerechtigkeit verwechselte, wie Dürrenmatt schilderte.

Ist es nicht die „vernünftige Pflicht des Denkens“, „das Böse als Feind des Menschen zu benennen“? (Spann, 1993: S. 228) Dabei ist immer noch ungeklärt, woher das Böse kommt, was das Böse sei. (Schulte, 1993: S. 300) Liegt der Ursprung des Bösen in einem außermenschlichen Bereich? Die soziologische Verortung bedeutet, das Böse liegt im Menschen. Es ist dadurch charakterisiert, daß ein sozialer oder materieller Schaden entsteht. Diese absichtliche Einengung des Themas soll nicht bedeuten, soziale Erklärungsversuche beanspruchten das Erklärungsmonopol. Es wird nichtmonokausal argumentiert, sondern ein Schwerpunkt gesetzt. Nachdem bereits vorhin eine theologische Sicht zum Nebenthema erklärt wurde, sollen jetzt auch noch Ethologie und Soziobiologie außerhalb dieser Betrachtungen bleiben. Das bedeutet, ich ziehe keine Schlüsse von tierischen Verhaltensweisen auf Menschen und die biologischen Grundlagen sozialen Verhaltens bleiben bewußt vernachlässigt. Triebe und Instinkte sind ein anderer Schwerpunkt. Die sozialen Grundlagen von Denken und Handeln stehen hier im Mittelunkt. Daraus ergeben sich drei Schwerpunkte für Analysen: